

Zeitschrift: Der Postheiri : illustrierte Blätter für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl
Band: 13 (1857)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Postheiri

Honny soit qui
mal y penso.



13. Bd.
1857.

N^o. 1.
3. Jänner.

Illustrirte Blätter

für Gegenwart, Doffentlichkeit und Gefühl.

Der „Postheiri“

erscheint auch für 1857;

und zwar, wie bisher, wöchentlioh Samstags.

Abonnements-Preis für den ganzen Jahrgang

6 Franken

franco in der ganzen Schweiz und die Bestellgebühr inbegriffen.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an, so wie auch

Die Verlagshandlung:

Jent & Gassmann in Solothurn.

Wie das Schweizervolk die Schwester-Nacht von 1856/57 feierte.

In dem engen Stübchen sitzt der Vater. Die Kerze ist beinahe heruntergebrannt; auf dem Tische liegt das Zeitungsblatt des heutigen Tages. Ihm gegenüber sitzt die Mutter, emsig stricken ihre Hände die wollenen Maschen zusammen. Sie reden vom Sohne, der sonst an diesem Tage nie gefehlt an dem runden Tische. Jetzt ist er fortgezogen und steht drunten am Rhein. Die Flinte, die an diesem Abende sonst so fröhlich in die mond- und schneehelle Winter- nacht hinausknatterte, lehnt jetzt in seinem Arme, ernstern Geschäftes gewärtig.

„Was er wohl jetzt machen mag?“ sagt die Mutter; „Der denkt diesen Abend gewiß an uns! — Was meinst Du, gibt es Krieg? — Es ist doch schrecklich zu denken: So viele tausend Schüsse wer-

den geschossen, und jeder kann deinen Sohn treffen!“ —

„Hättest Du ihn zu Hause behalten wollen, wenn alle junge Mannschaft auszieht für unser Schweizerland?“ fragt der Vater. — „Glaubst du, ich würde mich nicht schämen, einen weniger muthigen und patriotischen Sohn zu haben, als die Andern? Nein, es ist recht, daß er ausgezogen ist; wenn einst seine Kameraden nach Hause kommen, sollen sie sagen: Guer Bube ist einer unsrer Bräupsten gewesen.“ — „Brav, Mutter, das habe ich von Dir erwartet. Wir haben nur Einen Buben; aber wenn unser Vaterland von den Preußen unterjocht werden sollte, wollte ich lieber, ich hätte nie einen gehabt.“ —

Da schlägt es zwölf Uhr an der Dorfuhf, das alte Jahr scheidet lebensmüde von dem neuen, frisch

aufziehenden: „Gib mir die Hand, Mutter, ein glückliches neues Jahr für unser liebes Schweizerland, ein glückliches Jahr für unsern Bub und uns beide!“

Wir sind an der Grenze. Im Wirthshause des Grenzdorfes sitzen Soldaten und Offiziere zusammen; die Stube erschallt von ernstern und heitern Gesängen. Stoßt an, Vaterland lebe! A votre santé, confédéré, tönt hant durcheinander, dazwischen läuten und klingen die Gläser. Die Thüre geht auf; ein Nachzügler mit vollständiger Feldbepackung tritt herein: „So, bist Du endlich auch da, langsamer Vaterlandsvertheidiger, wir glaubten, man müsse dich per Telegraph citiren,“ tönet es ihm entgegen. — Der aber sagt nichts, sondern wirft ein großes Pack auf den Tisch: Die Mütter und Weiber zu Hause lassen Euch grüßen und schicken Euch Etwas zum Neujahr. Das Pack wird aufgerissen; ein Haufen Winterkleidungsstücke fällt heraus, darauf ein Zettel: „Haltet euch warm, ihr Knaben, und machet den Preußen warm, wenn es zum Tanz kommt.“ Der Trompeter der Jäger-Compagnie steigt auf den Tisch: Eidgenossen, ein Bebehoß für die Frauen und Jungfrauen aller Verwandtschaftsgrade zu Hause, die jetzt für uns beten und stricken und kümmern und nähen. Wir sitzen zwar heute beim Wachtfeuer, statt beim Sylvesterfeuer, und halten eine kalte Büchse in den Armen

statt eines warmblutigen Mädchens beim Sylvestertanze. Thut nichts, es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond! Angestoßen heute mit vollem Glase auf das Andenken unserer Lieben zu Hause, schwarze und blonde; angestoßen morgen, wenn es gilt, mit den Kolben auf die Schwarzen und Weißen mit den Pickelhauben!

Trrta, Trrta, die Post fährt vor und bringt die neueste Nachricht des Tages: Nationalrath und Ständerath einmüthig für den Bundesrath; Dufour ist General! — Der Trompeter stimmt den Dufour-Marsch an, singend fallen alle ein. Ein Grüner springt auf den Tisch des Trompeters: Waffenbrüder, ein Hoch dem einigen Schweizervolke! dieses große, einige, heiß schlagende Schweizerherz, das ist unser Bundesauszug, das ist unsere unbezwingliche Reserve. Den Feind im Auge, das Vaterland im Herzen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Eher fließt der Rhein von Hüningen nach Basel zurück, als daß die Preußen uns bezwingen, wenn wir einig sind, und einig sind wir, wie in den schönsten Tagen unserer Geschichte. Stoßt an, ein Hoch dem einigen Schweizervolke, das vor dem Kampfe mit dem ausländischen Feinde sich wieder selbst gefunden!

Und wieder schlägt es 12 Uhr vom Kirchturme herunter. Ein neues Jahr bricht an, jubelnd begrüßt von: **Rufft du mein Vaterland!**

Soldatenlied.

(Nach bekannter Melodie.)

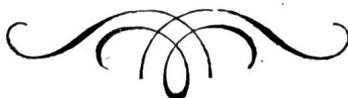
„Wo zieht ihr hin, Soldaten,
„Am Arm das rothe Band?“
Es rief mit hängen Tönen
Durch Berg und Thal den Söhnen
Das liebe Vaterland.

Drum folgen wir der Trommel
Und lassen Hof und Haus
Und lassen unsre Lieben,
Die sind zu Haus geblieben, —
Ziehn in den Kampf hinaus.

Wir halten gute Wache
Am Rheine auf der Brück;
Wir dürfen es nicht leiden,
Wir lassen uns nicht schneiden
Aus unsrem Fleisch ein Stück.

In blanken Pickelhauben
Marschirt der Feind einher; —
Wir wollen Gott vertrauen
Und mit den Kolben hauen
Das stolze Preußenheer.

Wir Schweizerlandes Söhne
Vom Leman bis zur Thur, —
Wir ziehn getrost zu Kriege;
Es führet uns zum Siege
Der General Dufour! —



Wie die Schweiz und die Schweizer in Wirklichkeit aussehen.

(Zwischen Weihnachten und Neujahr nach der Natur gezeichnet.)



Die gelben Husaren.

Eine Geschichte aus der Franzosenzeit.

Wer von euch, liebe Leser, kannte Lipp's-Hannes, den wackern ehrenfesten Bauersmann? Er zählte über achtzig, als er starb, aber bis in sein hohes Alter, war er so rüstig und hell im Kopf wie kaum ein Junger. Wo eine landwirthschaftliche Ausstellung stattfand, da gehörte, was Lipp's-Hannes gebracht hatte, zum Schönsten. Wo ein neuer Pflug probirt wurde, da war Lipp's-Hannes gewiß dabei; denn: „wenn wir hundertjährig würden, wir hätten doch noch nicht ausgelernt“, — war sein Wahlspruch. —

Es war nach einem solchen landwirthschaftlichen Feste, als ich vor ein Paar Jahren einmal mit Lipp's-Hannes gemüthlich bei einem Schoppen saß.

„Wer in seinem hohen Alter noch so feste Knochen hat wie ihr, Hannes, der muß in der Jugend seinem Mann gestanden sein. Davon wüßtet ihr gewiß Geschichten zu erzählen, wenn ihr wolltet.“

Ein behagliches Lächeln fuhr wie ein Sonnenblick über das furchendurchzogene Gesicht des alten Mannes. „Das will ich meinen“, — erwiderte er. „Nicht nur Einem sondern, wenn es sein mußte, einer ganzen Stube voll.“ —

„Er meint die gelben Husaren“, — rief Durkli über den Tisch herüber.

„Noch eine Flasche, Babeli, aber vom Guten! Und nun heraus mit der Geschichte von den gelben Husaren. Das müßt ihr mir erzählen, Vater Hannes.“

Die Züge des Alten hatten sich wieder in die gewohnten Falten gelegt, — beinahe in erstere als sonst. „Ich red' nicht gern von der Sache. Aber weil das Plaudermaul dort darauf gestichelt hat, so will ich die Geschichte erzählen, wahr und wahrhaftig, wie sie sich begeben hat, — nichts dazu und nichts davon. Würd' ich schweigen, ihr könntet was Schlimmeres denken.“ —

Unterdessen hatte Babeli die bestellte Flasche gebracht, — ächten Lacôte 1834. Wer in der Stube war, ließ sich herbei und bildete einen Kreis und Lipp's-Hannes begann seine Erzählung wie folgt.

Es war Anno achtundneunzig und die Franzosen im Land.

Wir hatten uns ihrer nicht erwehren können, denn damals war keine Eintracht unter den Eidgenossen. Die Waadtländer und Argäuer waren dem Feind mit Kreuz und Fahnen entgegen gezogen; die Ländler glaubten sich lang sicher in ihren Bergen und meinten jeder Kanton solle für sich schauen. Ueberdies hatten die Truppen, die damals aufgeboden gewesen waren, das Land zu vertheidigen, keinen rechten Oberkommandanten, der das Ganze leitete.

Ich für meinen Theil war unter den Konstablern gewesen, die man mit ihren Stücken den Leberberg

hinauf den Franzosen entgegengeschickt hatte. Ich und ein Kamerad aus dem Bucheggberg bedienten einen kurzen Zweispänder, mit dem man nicht viel weiter schießen konnte, als mit einem guten Scheibenstuger. Zum Glück war die Schlüsselbüchse nicht schwer. Da fuhren wir dann jedesmal, wenn wir geladen hatten, hundert Schritte vor. Mein Kamerad hatte für seinen großen viereckigen Kopf im Strubel nur ein ganz kleines Dreiröhrenhütchen bekommen, wie sie damals von den Konstablern getragen wurden. Das nahmen, wenn wir mit unfrem Zweispänder vorfuhren, die feindlichen Schützen extra aufs Korn, da es dann jedesmal, wenn es von einer Kugel getroffen wurde, auf dem breiten Kopf des Bucheggbergers wie ein Kreisel sich drehte. Dem Mann that's nichts. Weiß nicht, ob sein Schädel zu hart war oder ob die Franzosen allemal zu hoch zielten.

Hat aber all unser Pulvern nichts geholfen. Schritt für Schritt mußten wir retiriren und zuletzt kam gar eine Stafette geritten, die brachte Befehl wir sollten heim, die Regierung habe capitulirt. Ich und mein Kamerad warfen unsre Schlüsselbüchse in einen Graben; wenn die Franzosen sie haben wollten, mußten sie sie mindestens herausziehen. Meinen Sabel zerbrach ich am ersten besten Stein.

Von da an hatt' ich einen Bohn auf die Franzosen, daß mir das Blut kochte, wenn ich einen solchen nur von weitem sah. —

Und mußte deren jeden Tag vor Augen haben — zu Fuß und zu Roß und von allen Farben. Jene von der schwarzen Legion sahen aus wie Raben und stahlen wie Raben. Unter allen hatte ich aber die Kanarienvögel am meisten auf dem Strich, — die gelben Husaren, welche so hochmüthig von ihren Rossen hinunter schauten, als gehörte ihnen die ganze Welt. Von den Mädchen meinten sie gar, es sei jede nur für sie gewachsen.

Da traf es sich, daß um Ostern grad ein Paar Schwadronen dieser Gelben hier herum im Quartier lagen. Am Ostermontag war Tanz im Attisholzbad, denn der Bürger General wollte nicht, daß das Volk über die „Befreier“ erschrocken erscheine, sondern es sollte sich hergebrachter Maßen lustig machen. Mir wars eigentlich nicht um's Tanzen, — ich hätte lieber mit einem Hagsparren dreingeschlagen. Aber die Badjungfer im Attisholz von damals war ein feines Knd, auf welches ich schon lange her ein Auge geworfen. Gingen die gelben Husaren dorthin zum Tanz, was nicht wohl fehlen konnte, so mußte ich auch dabei sein, um im Nothfall ein Wörtchen mit ihnen zu reden.

Schnitt mir also — aparte für diesen Tag — ein Spazierstöckchen, wozu ich einen eben recht dicken und zügigen hagenbuchenen Knebel auswählte und ging damit, meinen eigenen Gedanken nachhängend, zur Lustbarkeit.

(Schluß folgt.)